

BOŽENA NĚMCOVÁ

Ein guter Mensch

Erstdr. 1858

(Auszug)



BOŽENA NĚMCOVÁ (geb. Barbara Pankl)
Geb. 4. 2. 1820 in Wien, gest. 1862 in Prag

Die vorehelich geborene Tochter der tschechischen Dienstmagd Terezie Novotná und des österreichischen Herrschaftskutschers Johann Pankl verbrachte die Kindheit unter der Obhut ihrer Großmutter in dem kleinen ostböhmisches Ort Ratibořitz, wo ihre Eltern im Dienst der Herzogin von Sagan standen. Von 1830 bis 1833 besuchte sie dort die Elementarschule. 1837 heiratete sie den um fünfzehn Jahre älteren Beamten der Finanzwache Josef Němec, dem sie zwischen 1838 und 1842 vier Kinder gebar. Durch den Beruf ihres Mannes bedingte Aufenthalte in verschiedenen Gegenden Böhmens nützte sie zu volkskundlichen Studien, aus denen ihre ersten Werke, frei nacherzählte Volksmärchen und -sagen, hervorgingen. Als sich die Familie 1842 bis 1845 in Prag aufhielt, fand Němcová Eingang in Kreise führender patriotischer Literaten und Intellektueller. Seit dem Revolutionsjahr 1848 stand das Ehepaar wegen Verdachts auf regierungsfeindliche Tätigkeit unter ständiger Polizeiaufsicht. 1850 ließ sich Němcová, die sich von nun an Božena nannte, in Prag nieder und versuchte, sich und die Kinder vom Schreiben zu erhalten. Die Jahre bis zu ihrem Tod waren geprägt von Auseinandersetzungen mit ihrem Mann, einer fortschreitenden schweren Krankheit und bitterer Armut. In ihrem Prosawerk, das am Übergang von der Romantik zum Realismus steht, verbreitete die bedeutendste tschechische Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts Ideen der Aufklärung und eines utopischen Sozialismus. Nach dem Tod ihres ältesten Sohnes (1853) verfaßte sie als Projektion einer heilen Welt den Roman „Babička. Obrazy venkovského života“ (Die Großmutter. Bilder des Land Lebens, 1855, deutsch 1885), der sie weltberühmt machen sollte. Die Erzählung „Dobrý člověk“ (Ein guter Mensch), eine sozialkritische Milieuschilderung aus dem Leben böhmischer Zuwanderer im Biedermeier, ist das erste Werk der sog. neueren tschechischen Literatur über die Tschechen in Wien.

Vor zwanzig Jahren, als es in Böhmen noch keine Eisenbahnen gab, konnte man auf der Straße nach Wien noch mehr schwere Lastenfuhrwerke sehen, die Produkte vom Land in die kaiserliche Residenz transportierten und von dort andere Gebrauchsartikel zurückbrachten. – Damals fuhr Gevatter Hájek, der auf dieser ganzen Straßenlinie bekannt und, weil er an sich viel verdienen ließ, in den Gasthäusern lieber gesehen war als ein Herr in einer Kutsche, regelmäßig jeden Monat von Nachod nach Wien und wieder zurück. Sein Fuhrwerk bestand aus einem schweren Güterwagen, an dem er immer sechs starke Hengste angespannt hatte, und aus zwei kleineren, einem mit zwei und einem mit einem Paar Pferden. – Neben den letzten beiden Wagen gingen stets zwei seiner Knechte, er selbst lenkte das erste Gefährt. Das wilde Pferdegespann war sein ganzer Stolz! Er konnte es auch als einziger bändigen. – In Wien nannten ihn die Leute, mit denen er in Verbindung stand, „den großen böhmischen Fuhrmann“, was sowohl dem Fuhrwerk als auch seiner Person galt. Denn Hájek war ein stattlicher Mann mit mächtigen Gliedmaßen, wie es auch gut zu seinem Beruf paßte. Seine hohe Stirn und das breite Kinn mit einem tiefen Grübchen wiesen auf einen prägnanten Charakter hin, in seinen klaren, blauen Augen bemerkte man aber auch eine große Herzensgüte. Wenn er lachte, kamen, gleich einer Mauer, zwei Reihen starker weißer Zähne, zum Vorschein. [...]

Hájek hatte gewöhnlich hin und zurück die verschiedenste Fracht, Ware für Kaufleute und Kurzwarengeschäfte, Wein, Farben, wie es sich traf. Er besorgte auch allerlei Tand für die Damen und erledigte solche Bestellungen bereitwillig und korrekt. – Reisende, die sich keine Kutsche leisten konnten, fuhren gerne mit ihm, weil er sich gut um sie kümmerte. – Die Fracht, die Hájek bei fast keiner Fahrt fehlte, waren arme kleine Buben und Mädchen, die von ihren Eltern nach Wien geschickt wurden, damit sie sich dort eine Lehrstelle oder einen Dienst suchten. Es waren Kinder der ärmsten Bevölkerung aus der Umgebung von Nachod, Neustadt, Dobruška, Opotschno, auch aus den höher gelegenen Dörfern des

Glatzer Gebirges. Meistens waren es Buben von zehn bis dreizehn und Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren; kaum einer von ihnen war je im Leben weiter als zwei Stunden hinter den Kirchturm seines Dorfes hinausgekommen, kaum einer konnte lesen, geschweige denn schreiben. Und diese jungen, unerfahrenen Knaben wurden von ihren Eltern nach Wien geschickt, wobei ihnen diese einen Segen, einen kleinen Laib Brot, ein paar Kreuzer Geld und die Belehrung mit auf die Reise gaben, sich auf den Herrgott und auf gute Menschen zu verlassen; sie selbst trösteten sich dann: „Wenn andere dort hingelangt sind, werden sie auch hinkommen, und wenn andere nicht verlorengegangen sind, werden auch sie nicht verloren gehen!“ – Welche Eltern hatten schon mehr Gefühl für ihre Kinder, scheuten nicht ein paar Groschen, warteten, bis irgendein bekannter Kutscher nach Wien fuhr, und vertrauten diesem dann ihr Kind an und baten ihn, ihm in Wien zu zeigen, wo es sich einen Meister oder einen Dienst suchen sollte. Aber es gibt selten so barmherzige und selbstlose Menschen, wie es Gevatter Hájek war, der, sobald er so armselige Wandersburschen auf der Landstraße gehen sah, sie auf den Wagen nahm, unterwegs verpflegte und in Wien noch zu einem Arbeitsplatz brachte, wie er es schon bei seinem Vater öfter gesehen hatte, wenn er als junger Mann manchmal mit ihm nach Wien gefahren war, wohin der Alte gewöhnlich Leinen geführt hatte. – Sein Vater hatte nur einen Wagen mit zwei Paar Pferden besessen; aber wenn es sich fügte, daß sie unterwegs arme Reisende oder gar Kinder einholten, die nach Wien in die Lehre oder in den Dienst gingen, da pflegte er zu seinem Sohn zu sagen: „Jiřík, geh' und mach Platz auf dem Wagen, wir nehmen sie mit, sie werden sich dort noch genug müde laufen müssen!“, und meistens nahmen sie sie bis nach Wien mit.“ [...]

[Auch die siebzehnjährige Madla, die sich, um der Armut zu entkommen und sich einer ihr vom Stiefvater aufgezwungenen Heirat mit einem ungeliebten Mann zu entziehen, in der Großstadt Arbeit suchen will, gelangt mit Hájek nach Wien. Obwohl dieser sie der Obhut tschechischer Bekannter anvertraut, bleiben auch ihr später nicht die typischen negativen Erfahrungen der tschechischen Dienstboten erspart. Als sie – am Schluß der Erzählung – schließlich von dem ihr zgedachten Bräutigam in Wien aufgespürt und bedroht wird, schreitet der für seine gute Gesinnung bekannte Hájek als Retter ein, heiratet das Mädchen und kehrt mit ihr in die Heimat zurück.]

Im Wohnzimmer des Hausmeisters in einem Handelshaus in der Leopoldstadt saß auf einem gepolsterten, lederbezogenen Lehnstuhl eine große, dicke Frau mit einem sauberem Hauskleid, auf dem Kopf trug sie ein unter dem Kinn festgebundenes, weißes Häubchen. Es war Frau Kathi, wie alle ihre Wiener Bekannten sie nannten, oder, wie die alte Anča oder ihre tschechischen Bekannten sie hießen – Frau Kateřina, die Frau des Hausmeisters. Obwohl auf ihrer Stirn und an ihren Wangen schon die Zeichen des Alters zu sehen waren, hatte sie kohlschwarzes Haar. Wenn sie schwieg, wirkte ihr Gesicht finster, aber wenn sie zu reden begann, heiterten sich ihre grauen Augen auf, und ihr ganzes Antlitz wurde so freundlich, wie das vorher niemand bei ihr vermutet hätte. Ihre schwarze Jacke hatte sie über einen Stuhl geworfen, und ihre Arme, rund wie eine Walze, waren auf die Lehnen gestützt. An ihren Händen konnte man jedoch erkennen, daß sie schwer arbeiteten. Durch die offene Tür fiel der Schein des auf einem Herd in der Küche lodernnden Feuers auf sie und tauchte die im Zimmer stehenden altmodischen Eichenmöbel in ein rotes Licht. – Neben dem Herd, im vollen Feuerschein, stand die alte Magd Anča, die sich am Feuer zu schaffen machte und die Töpfe rund herum aufstellte. An der Wand hinter ihr glänzte Küchengerät aus Kupfer und Zinn. Anča spitzte bei jedem Geräusch die Ohren und schaute zur Tür. „Daß das Kind noch nicht kommt“, sagte sie ungeduldig, „ist ihm vielleicht etwas zugestoßen?“

„Aber geh', du hast ständig Angst um den Buben. Kannst du dir nicht endlich abgewöhnen, ihn für ein Kind zu halten; denk daran, daß er schon mit dem Hammer auf den Amboß haut“, antwortete Frau Kateřina. [...]

Da waren plötzlich aus dem Vorhaus Schritte zu vernehmen.

„Das ist mein Janoušek“, sagte sich Anča, und ihr Gesicht heiterte sich auf vor Freude. Frau Kateřina erhob sich und zündete ein auf dem Tisch vorbereitetes Licht an. In diesem Moment ging die Seitentür auf, und ein halbwüchsiger Bursche lief in die Stube, der Sohn von Frau Kateřina und der Zögling der alten Anča, voller Leben, braun, schwarzhaarig, mit einer Lederschürze und ganz schwarz vor Ruß.

„Grüß Gott, Mütterchen, ich bring' Euch jemanden!“ rief er fröhlich aus.

„Wen denn?“ wollte Frau Kateřina fragen, doch da trat bereits Madla in die Tür, und ihr auf den Fersen folgte Hájek.

„Wenn man von der Sonne spricht, schickt sie ihre Strahlen!“ lachte Frau Kateřina und streckte Hájek die Hand hin. „Willkommen in Wien! Gerade haben wir von Euch gesprochen. Janoš, bring’ einen Sessel!“

„Lassen Sie, Janoušek, gehen Sie sich waschen, Sie sind schwarz, als hätte man Sie durch den Rauchfang gezogen.“

Janouš sprang in die Küche, Anča bot einen Stuhl an.

„Und wie geht es Ihnen die ganze Zeit, Anča?“ fragte Hájek, als er sich setzte.

„So recht und schlecht, wie’s der Herrgott will; aber, lieber Gevatter, ich bin nur mehr ein Hauch.“

„O, so schlimm ist es noch nicht“, meinte Hájek, aber Anča, die Achseln zuckend, blinzelte zu Madla hinüber und ging in die Küche.

„Und wen haben Sie uns da mitgebracht?“ fragte Frau Kateřina, als sie Platz nahm, und heftete ihren Blick auf Madla, die von allem, was sie sah und hörte, wie erschlagen war.

„Sie wissen schon, wen ich Ihnen bringe, Frau Gevatterin.“

„Auch in den Dienst? Vielleicht eine Verwandte von Ihnen?“

„Von Adam her sind wir Bruder und Schwester, sonst nur Landsleute“, bemerkte Hájek scherzhaft; „weil aber niemand zu unseren Landsleuten hat wohlthätiger sein können als Sie, Frau Kateřina, wende ich mich mit den Mädchen von uns immer nur an Sie, auf daß Sie ihnen eine Mutter wären.“

„An mir soll’s nicht liegen, wenn sie nur meine Töchter sein mögen“, lachte Frau Kateřina.

„Dann hört sich freilich alles auf! Wenn Sie nicht wären, ich könnte diese Sorge nicht auf mich nehmen. Die Ware ist zu wertvoll, als daß ich sie, hier angekommen, auf die Gasse leeren und es dem Zufall überlassen würde, wer sie aufliest; das Gewissen würde mich drücken.“

„Ich will Euch nicht loben, Hájek, aber ich sage, gäbe es doch mehr so gewissenhafte und ihren Nächsten liebende Leute wie Sie!“ äußerte sich Frau Kateřina und legte dabei ihre rundliche Hand auf Hájeks Arm.

„Daß es sie gibt, dafür sind Sie selbst der Beweis, Gevatterin“, gab Hájek zurück.

„Ach, das ist wie Honig auf den Lippen, aber ich will nicht weiter reden, ich weiß, Sie hören es nicht gerne, wenn Sie jemand lobt. Na ja, ein anderer mag es wieder, wenn man alles über ihn an die

große Glocke hängt. Aber legen Sie ab, Jungfer, oder wollen Sie noch irgendwohin, haben Sie hier vielleicht jemanden Bekannten?“

„Niemanden, Frau Gevatterin“, antwortete Madlenka.

„Nun, dann bleiben Sie ohnehin bei uns, wie jede andere, das ist zwischen Hájek und uns schon ein für allemal abgemacht, und wir haben noch ein Zimmer. Aber gestattet, Leutchen, ich geh' auf ein Wörtchen weg“, entschuldigte sich Frau Kateřina, stand auf und verließ den Raum. Beim Gehen schaukelte ihr Körper so, als ginge sie auf Wasser.

Sobald sie Hájek den Rücken zugekehrt hatte, hingen dessen Augen an Madlena, und seine Hand griff nach ihren beiden im Schoß gefalteten Händchen. – „Madlenka“, sagte er mit leiser, bewegter Stimme zu ihr, „lassen Sie den Mut nicht sinken, Sie sehen, Frau Kateřina ist eine freundliche Frau, Sie wird ihnen wie eine Schwester sein, Sie werden sich ihr mit allem anvertrauen können. Glauben Sie mir, ich hätte Sie nicht hierher gebracht, wenn ich nicht wüßte, daß das hier gute Menschen sind.“

„Ach, Hájek, mir scheint, als wäre die ganze Welt auf mich herabgestürzt, daß es mich fast erstickt“, seufzte Madla und preßte ihre Hand an ihre beklommene Brust. – Wie gerne hätte er sie an sein Herz gedrückt und sie weit fortgetragen hinter die Tore Wiens, wo er sie so ungern zurückließ, aber er schwieg; um nicht das Gefühl zu verraten, das seine ganze Seele gefangengenommen hatte. – „Hájek“, fragte das Mädchen schüchtern, „gelt, Sie kommen morgen wieder?“ und sie richtete ihre mit Tränen benetzten Augen bittend auf ihn.

„Ich komme, Madlenka, und wenn ich sterben sollte“, flüsterte Hájek, und in diesem Moment öffnete sich die Tür, und Herr Michael stürzte ins Zimmer, wobei er die ganze Tür mit seiner Gestalt ausfüllte, er war ein breitschultriger Mann, mit kräftigem Körper und einem vollen, fröhlichen Gesicht.

„*Grüß' di Gott, Bruder!*“ grüßte er Hájek und schüttelte ihm innig die Hand. Da fiel sein Blick jedoch auf Madlena; mit den Fingern schnalzend, rief er: „*Herrgott, Schwernot, ist dös a sakrisch Madl!*“

„Lieber Deutscher, das ist eine Böhmin, mit der mußt du böhmisch reden“, sagte Hájek, als er sah, daß diese Begrüßung Madla in Verlegenheit brachte.

„Jo auf böhmisch, *i kann jo nix*“, zuckte Michael mit den Achseln.

„Schäm' dich, Frau Kateřina bringt dir schon fünfzehn Jahre böhmisch bei, und du kannst immer noch nichts“, hänselte ihn Hájek.

„Jo können, Eure Sproch is n' sakrisch Sproch, do müsst ich mir n' extra Zunge verschaffen, um dös zu lernen!“

„Wir sehen es“, ließ sich Frau Kateřina vernehmen, die ins Zimmer getreten war, und die letzten Worte ihres Mannes gehört hatte. „Du würdest dir mit Böhmisch die Zunge brechen, und ich soll sie mir bei deiner Sprache nicht brechen? Schämt Ihr Euch nicht, zu verlangen, daß wir Frauenzimmer Euch zulieb deutsch lernen sollen, wenn Ihr unsretwillen nicht böhmisch lernen wollt? Wir sollten nicht so gute Närrinnen sein, dann würdet Ihr es schon erlernen.“ [...]

Schließlich fing Hájek von den Buben an, die er nach Wien mitgenommen und unter Jakubs Aufsicht in einem Wirtshaus gelassen hatte, und fragte Michael, ob er keinen Meister kenne, der sie nehmen würde. „Und es darf auch ein anderer Handwerker sein, nicht justament ein Schuster“, fügte er hinzu, „wenn er nur ein ordentlicher und barmherziger Mensch ist.“

„Mein lieber Kamerad“, sagte Michael, „wenn die Burschen zahlen könnten, wüßte ich eine Menge Meister für sie, zehn für einen, aber einen Burschen, Jahr für Jahr, nimmt keiner gern, der nicht aus ihm einen Haussklaven machen will; und wenn sich so ein Meister findet, bei dem es die Lehrbuben gut haben, wird das gleich in ganz Wien ruchbar, und alle Dienstboten drängen sich nur zu ihm.“

„Gevatter“, meldete sich Janouš zu Wort, „in der Jägerzeile ist ein Tischler. Krček heißt er, der braucht einen Lehrbuben, er hat es heute in der Schmiede unserem Meister gesagt.“

„Ach, Keršek“, sagte Michael, der diesen Namen nicht einmal aussprechen konnte; „na, das stimmt, das ist ein braver Mann und streng. Wenn der sie nimmt, können sie dir danken.“

„Sein Aushängeschild ist mir schon öfter aufgefallen, und ich hab' mir gedacht, das muß ein guter Mensch sein, weil er seinen Namen redlich auf böhmisch geschrieben hat, nicht wie viele, die ihn auf deutsch schreiben, daß nicht einmal der Herrgott es lesen kann“, sagte Hájek.

„Ihr habt aber auch Namen, Kamerad, daß man sich die Zunge damit brechen könnte.“

„Nur eine so steife, wie du sie hast“, lachte Hájek. Solche Foppe-

reien kamen oft zwischen ihnen vor, dennoch waren sie deswegen nie böse aufeinander.

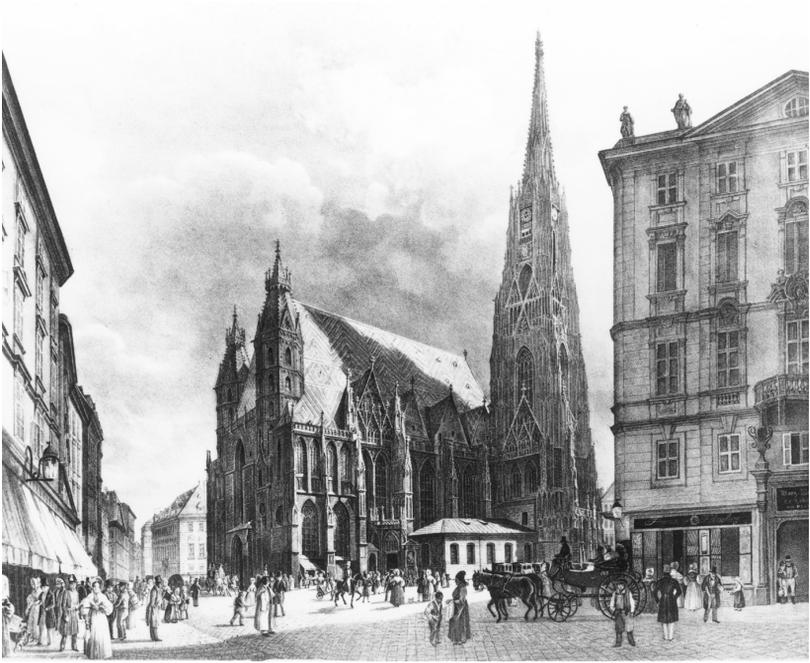
„Es haben heute auch schon zwei Schusterbuben nach Euch gefragt“, sagte Frau Kateřina; „ich glaube, sie sind aus der Inneren Stadt, vom Graben.“

„Ich weiß, ich weiß, ich hab' ihnen was versprochen. Arme Teufel, sie kommen fast nackt daher. Zwei gesunde Burschen waren das, als ich sie im vorigen Jahr hergebracht habe, und jetzt sind sie so verkümmert und armselig, daß es ein Jammer ist, sie anzusehen“, sagte Hájek.

„Wenn die Eltern sehen könnten, was die Kinder hier durchmachen, würden sie sie nicht so auf gut Glück herschicken. Es bricht einem das Herz, wenn man zusieht, welche Lasten sie durch die Stadt schleppen, wie sie sich im Haus abrackern, welche Kälte, welchen Hunger sie leiden und welche Tyrannei und Prügel sie erdulden müssen. Wenn der Meister barmherzig ist, ist die Meisterrin böse, oder ihre Kinder, oder die Gesellen. Auf die Lehrlinge wird alles abgewälzt, alles wird ihnen aufgehalst, jedem müssen sie zu Willen sein. – Ihnen das Handwerk beizubringen, ist Nebensache. Wenn einer krank wird, schicken sie ihn ins Spital und keiner schaut nach ihm; wird er gesund, gut, stirbt er, ist es, als ob man einen Stein ins Wasser geworfen hätte. Es stimmt, ein paar von diesen Buben sind ruchlos, aber kein Wunder, wenn sie in einer solchen Schule sind.“

„Das schlimmste ist, daß sie wie wilde Tiere aufwachsen, daß sie keine Erziehung erhalten, daß niemand ihnen was beibringt, weder über Gott noch die Welt, daß jeder sich selbst überlassen ist. Was liegt denn schon irgendwem an so einem Kind, ob etwas aus ihm wird oder nicht. Wird es ein Dieb, bestraft man es; wird es ein braver Mensch, gut für ihn. Wie oft denke ich darüber nach, aber was nützt es, ich kann es nicht ändern. Ich kann nichts anderes tun, als einigen mit Kleinigkeiten zu helfen, aber das ist gegenüber der Masse wie ein Tautropfen.“

„Wenn jeder so dächte, würde es helfen, lieber Hájek, aber wir werden die Welt nicht ändern“, sagte Frau Kateřina. „Mit den Mädchen ist es genauso; wie viele werden hier innerhalb eines Jahres verdorben, die gut, unschuldig angekommen sind! Wie blind kommen sie her, fallen in die Hände von Kupplern, die sie egal wohin verkaufen. Keiner nimmt sich ihrer ehrlich an, keiner weist sie auf den Abgrund hin, in den sie so leicht stürzen können. Die Brot-



*Wien, Stephansplatz. Gesamtansicht
des Domes von Jakob Alt*

Wien, Jägerzeile (Praterstraße)





Wien, Graben

*Franz Wolf, Der Tanzsaal „Elysium“
in Wien (1833)*



geber haben kein Herz fürs Gesinde, sie betrachteten einen Dienstboten nicht als einen ihnen Ebenbürtigen, sondern als einen von Gott zur Dienstbarkeit bestimmten Sklaven. Wer nicht im Dienst war, kennt die Not nicht, sagt man, und das stimmt. Solange ein Dienstbote sich zu Tode arbeitet, sieht man ihn gern, wie ihn aber die Kräfte verlassen, stört er schon im Haus, selbst wenn er sein Leben dort verbracht hätte. Sie schelten das Gesinde, daß es schlecht ist; nun ja, das stimmt zum Teil, aber wessen Schuld ist es denn? Wie die Alten sunen, zwitschern auch die Jungen. Aber fürchtet Euch nicht, Madlenka“, sagte Frau Kateřina, als sie in Madlenas Augen Tränen erblickte; „es gibt keine Regel ohne Ausnahme, man findet auch gute Dienstherrn hier, so wie brave Dienstboten. Auch ich habe bei bösen und guten Lohnherren gedient und mir einiges anschauen müssen, aber, Gott sei Dank, ich habe trotzdem alles mit redlichem Gewissen überstanden. Als ich ein paar Gulden erspart hatte, dachte ich mir, ein Stückchen Brot in Freiheit ist besser als ein Braten im Dienst; ich habe mich bei guten Menschen eingemietet und für die Leute die Wäsche gewaschen. Bald war ich bekannt, und man ließ gerne bei Frau Kathi waschen. Vielleicht wäre ich später nach Hause zurückgekehrt, aber ich lernte diesen Deutschen da kennen, und der hat meine Pläne umgestoßen.

Einmal sagte er: ‚Schau, Kathi, du bist ein anständiges, braves Frauenzimmer, wie ich es mir gewünscht habe. Jung bist du nicht mehr, ich auch nicht, aber ich mag dich und ich bin ein guter Kerl, wir passen also zusammen. Viel hab’ ich nicht, aber ich kann dich erhalten.‘ So haben wir geheiratet, und weder der eine noch der andere hat es bereut, gelt, Michael?‘

Michael reichte seiner Frau mit einem Lächeln auf dem Gesicht die schwielige Hand, hob sein Glas und sagte mit bewegter Stimme: „Auf deine Gesundheit, Frau!“

Auch Hájek hob sein Glas und trank schweigend, aber nicht auf die Gesundheit von Frau Kateřina, obwohl er sie sehr gern hatte.

Es schlug elf auf dem Stephansturm, als sich Madlenka in dem kleinen, sauber aufgeräumten Kämmerchen, wohin Frau Kateřina sie geführt hatte, zum Schlafengehen anschickte. Nachdem sie sich halb ausgezogen hatte, trat sie ans Fenster, um, wie sie es daheim oft getan hatte, davor zu beten. Sie schob den Vorhang beiseite – doch da lag kein blühender Garten vor dem Fenster, da schien kein Mond durch die Scheiben, nicht einmal ein Stückchen Sternhimmel war hier zu sehen. Eine schwarze hohe Mauer ragte vor

dem Fenster auf, daher ließ sie rasch den Vorhang los und kniete vor dem kleinen Bild der Jungfrau Maria nieder, das an der Wand hing. [...]

Beim Brunnen auf dem Stephansplatz versammelten sich immer am Morgen und in der Abenddämmerung die Dienstmägde, die Wasser holen kamen. Dort wurde Gericht gehalten. So mancher Haushalt, so manche Dienstherrin wurden dort zerredet, Familiengeheimnisse an den Pranger gestellt, und dazwischen unterhielt man sich über Liebhaber, neue Kleider, Militärparaden, über das „Elysium“ und über Ausflüge in den Prater.

Einmal gegen Abend stand wie gewöhnlich ein Häufchen Mädchen dort. Die einen hatten ihr volles Schaff am Brunnenrand abgestellt, das von anderen war noch leer, oder sie füllten es gerade. Währenddessen plauderten sie miteinander.

Eine Große führte das Wort. – „Ich sag’ dir immer, du sollst dich rühren; ich war auch einmal bei so einer Dame, die sich für einen Groschen ein Loch ins Knie hätte bohren lassen und die Dienstmädchen am liebsten mit Luft ernährt hätte, aber ich hab’s ihr gezeigt; ich hab’ ihr direkt ins Gesicht gesagt, wenn sie mir kein Essen gibt, werde ich sie bestehlen oder verschwinden.“

„Na, und hat sie dir mehr zu essen gegeben“, fragte jene, die auch so eine Dienstherrin hatte.

„Aber wo, meine Liebe, bei einem Geizkragen wirst du mit Drohen und mit Bitten nichts erreichen. Gekündigt hab’ ich.“

„Unsere Alte“, meldete sich eine aus der Mädchenschar, „ist nicht geizig, aber sie gibt ständig Visiten und hat nicht genug Geld dafür, und wir müssen dann dafür ein paar Tage lang fasten.“ Allgemeines Gelächter.

„Die Unsrige ist auch die reinste Visite, den ganzen lieben Nachmittag, jeden Tag, kaum hat sie den Löffel aus der Hand gelegt, rennt sie los, als hätte man ihr untergezündet, damit sie nichts versäumt, und wenn daheim das Haus einstürzen sollte.“

„Und Ihr macht Euch nicht viel daraus“, lachte die andere.

„Na klar, wenn die Katz’ aus dem Haus ist, haben die Mäuse Kirtag. Gestern hat es ohnehin eine Schreierei bei uns gegeben, der Alte kann das nicht leiden, er hat gesagt, sie wird ihn an den Bettelstab bringen, die spielen bei diesen Visiten diesen Mist, und die Unsrige hat fünf Gulden verspielt.“

„Das geschieht ihr recht; wenn sie sie einem Bettler geben müßt’, tät’ sie sich aufhängen.“

„Und wenn sie nicht spielen, dann richten sie die Leute aus“, warf eine ein.

„Und tunken statt Kipferln die Mädchen in den Kaffee“, meinte eine andere darauf.

„Ins Gesicht hinein sind sie wie die besten Freunde zueinander, so zuckersüß, daß sie sich bis zum Boden verneigen, und kaum haben sie einander den Rücken zugekehrt, können sie sich nicht mehr an den Namen erinnern“, berichtete die braunhaarige Žofka und ahmte dabei die Damen mit Grimassen nach.

„Réza, gestern hat die Unsrige über deine Gnädige verlauten lassen, daß sie eine leichte Person ist“, berichtete wieder eine andere.

„Hat deine Gnädige meine Gnädige vielleicht abgewogen?“ gab ihr Réza barsch zur Antwort. „Sie soll lieber den Mund halten, deine Heilige, die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß sie eine Butte voller Sünden ist.“

„Auf mich brauchst du nicht böse sein, ich verkauf’ nur, wie ich eingekauft hab’“, entschuldigte sich die andere.

„Aber kauf’ keine Ware aus einem schlechten Laden, hast du verstanden? – Was aus dem Mund deiner Gnädigen herauskommt, stinkt nach Teufel, selbst wenn sie sich von Kopf bis Fuß mit Weihrauch eingeräuchert hätte, wird sie nicht nach Kirche riechen. Wenn du willst, kannst du ihr das ausrichten. Meine Dienstherrin soll sein, wie sie will, zu mir ist sie anständig, und ich lasse nicht zu, daß man sie in den Schmutz zieht!“

„Ach, Réza, dir geht’s ja gut, ich möchte an deiner Stelle sein“, verlautete eine andere; „du bekommst immer wieder was, bei uns fällt selten was ab, und mit diesen Kindern plagt man sich ab wie ein Maulesel.“

„Warum bist du bei Kindern?“ warf ein sehr gemeines Geschöpf ein. „Es gibt keinen schlechteren Dienst. Ich war auch bei Kindern, aber Tag und Nacht ist keine Ruh’, geht man irgendwohin, rennt der ganze Schwanz hinter einem her, unterhält man sich mit jemandem, schon erzählen es die Fratzen daheim. Aber ich hab’ es ihnen öfter tüchtig heimgezahlt und kein Brimborium gemacht mit ihnen. Einmal hat uns mein Liebhaber begleitet; die Gnädige hat es erfahren, und – ich verderb’ ihr die Kinder; na, hab’ ich gesagt, wenn ich sie verderbe, geh’ selber mit ihnen spazieren, und weg war ich.“

„Also, ich kann ihnen nichts antun, und wenn ich Kinder nicht



Aus den Kronländern

gern hätt', dann wär' ich wohl nicht bei ihnen!“ sagte die erste. „Am Sonntag sollt' ich mit dem Toni zum ‚Sperl‘ gehen, und ausgerechnet da ist uns das Kind krank geworden, ich konnte nicht weg, was mich genug verdrossen hat, doch als das Kind am nächsten Tag gestorben ist, hat es mir nicht mehr leid getan, daß ich daheim geblieben bin. So hübsch ist es gewesen, das arme Hascherl! Meine Herrin gab mir Geld für Kleider und versprach mir, daß ich mit dem Toni am Sonntag ausgehen kann. – Jetzt muß ich aber heim, lebt wohl, Dirnd'ln!“

„Das ist ein gutes Närrchen!“ meinten die Mädchen zueinander.

„Und was für Glück sie hat! Dieser Toni hat einen guten Verdienst in der Woche, kleidet sich schön und ist ein sauberer Mensch.“

„Ein unerhörtes Glück, – ein Schuster!“ spöttelte eine.

„Immerhin besser als ein Soldat oder so ein Student, wie du ihn hast, der vor Geld stinkt und sich trotzdem für dich schämt“, warf Réza ein; „der sollte mir kommen, nicht einmal als Schuhabstreifer möcht’ ich so einen Liebhaber haben, dem ich nur am Abend gut bin, und wenn er mir am Tag begegnet, wenn ich das Wasserschaff auf dem Kopf trage, macht er einen Bogen um mich, als hätt’ er den Teufel g’seh’n.“

Allgemeines Gelächter.

„Was soll’s, du machst jeden schlecht. Aber red’, was du willst, mir ist ein Student lieber als irgendein kleiner Geselle oder ein blöder Schmied“, antwortete die Freundin des Studenten und stellte sich rasch ihr Schaff auf den Kopf.

„Und ich geb’ keinen Heller für den Verstand deines Freundes. Du wirst noch einmal froh sein, wenn ein Tagelöhner, von einem Handwerker red’ ich gar nicht, dich heiraten wird, du stolze Gans“, zürnte Réza, weil sie den Schmied, ihren Freund, blöd genannt hatte.

Zwei neue kamen dazu: eine Junge mit frischem Gesicht, mit einem Krug, die andere, eine Ältere, mit einem Schaff.

„Zum wievielten Mal holst du heute schon Wasser, Dorotka?“ fragte Réza die Ältere.

„Das weiß der Herrgott, schaut Euch nur meine Hände an, ganz rissig, ich kann gar nicht ohne weiteres unter die Leute gehen. Ich halte es nicht mehr aus, ich soll wohl lahm werden und dann auch noch im Winter auf dem Erdboden schlafen.“

„Das ist fast überall so“, ertönte es.

„Wenn man gesund ist, geht es, aber wenn man das Zipperlein in den Gliedern hat, dann macht man was mit. Das ist schon eine verflixte Reinlichkeit! Ich weiß, wenn das Haus uns gehörte, würde es die Gnädige jeden Tag vom Wetterhahn bis in den Keller ausreiben. Ein Wunder, daß wir den Rauchfang noch nicht gescheuert haben. Den ganzen Tag mit dem Kehrwisch, und ich hinter ihr her mit Fetzen und Wasser, und wär’s nur mit Wasser, aber es wird ja alles mit Lauge und Kalk gerieben. Sonst aber gibt’s keine bessere Herrin als sie.“

„Da müßt' man ja Hände aus Eisen haben, um das auszuhalten.“

„Nun ja, überall gibt's was. Neben uns die Frau hat heuer schon das zwölfte Mädchen; weiß der Teufel, was die für Phantasien im Kopf hat, daß jede bei ihr stiehlt; und nach einem Monat verjagt sie eine jede und zahlt ihr den Lohn nicht aus.“ [...]

In der Jägerzeile nicht weit von dem Haus, wo Lenka bei einem reichen Geschäftsmann in Dienst war, diente Madla bei einer reichen Beamtenfamilie. Frau Kateřina hatte sie dorthin empfohlen und mit der Gewißheit, daß sie es gut haben würde, hinbegleitet. Die Hausfrau war ihr dem Benehmen und der Sprache nach als eine sehr gefällige Erscheinung bekannt, und sie hatte daher geglaubt, daß das Mädchen in keine besseren Hände kommen könnte, und daß die Frau sicher freundlich mit ihr umgehen würde; sie sah sie auch täglich in der Kirche, und deshalb hatte die rechtschaffene Kateřina gedacht, ein frommer Mensch müßte auch ein guter Mensch sein. Obwohl sie genug Erfahrung besaß, hatte sie sich damals trotzdem getäuscht. Frau Kateřina brachte Madla persönlich zu ihrer Stelle und bat die Dienstherrin, sie möge am Anfang ein bißchen Geduld haben, später würde sie in jeder Hinsicht für Madla garantieren. – „Na mein Kind, ich hoffe, daß sie mit mir zufrieden sein wird und ich mit ihr“, sagte die Dame sehr entgegenkommend. Kateřina wußte, daß Madla sich bemühen würde, es ihrer Dienstgeberin recht zu machen und sie nicht zu verlieren, und ließ sie deswegen zufrieden an ihrem Arbeitsplatz zurück. Doch Madla mußte rasch erkennen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und auch nicht heilig, was man sieht. Hinter äußerlicher Eleganz, Anmut und Empfindsamkeit verbergen sich oft die größte Gemeinheit, Rohheit und Herzlosigkeit. So verhielt es sich auch bei der Dame, bei der Madla in Dienst stand. – In Gesellschaft, vor Fremden gab es keine gefühlvollere, liebenswürdigere Frau als sie; daheim war es anders.

Madla fühlte sich bald unzufrieden. Eine Dienstmagd der gewöhnlichen Sorte wäre befriedigt gewesen, denn sie hatte genug zu essen, auch allzuviel Arbeit gab es nicht, der Lohn war anständig; allein die zartfühlige Madla hätte lieber mehr gearbeitet und weniger gegessen, das aber bei einer freundlichen, guten Herrin. Diese Frau jedoch war nicht gutherzig. Gleich am ersten Tag bekam Madla so viele Schimpfnamen und Fluchworte zu hören, daß ihr die Haare

zu Berge standen. Ihr Leben lang hatte sie sowas daheim im Dorf nicht gehört; so wie die gnädige Frau schimpfte nicht einmal ein gewöhnlicher Knecht mit seiner Herde, wenn sie störrisch war. Die zweite Magd lachte allerdings die Gnädige hinter ihrem Rücken aus, daß es Madla dabei angst und bang wurde, aber sie schwieg. Von daheim daran gewöhnt, bei der Arbeit zu singen, hatte sie anfangs einige Male ihr Lieblingslied: „Ach, není tu, není ...“, – „Ach, nichts gibt es hier, nichts gibt es ...“, angestimmt, teils, weil sie ihr Herz erleichtern wollte, teils, damit ihr die Arbeit schneller von der Hand ginge. Einmal hörte ihr der Hausherr zu und sagte zu seiner Frau: „Ein so fröhliches, so hübsches und ordentliches Dienstmädchen haben wir noch nie gehabt, du solltest sie dir hochhalten!“ Aber da hatte er sich was eingebrockt, der arme Gnädige, die nahm ihn ins Gebet! Von nun an erging es Madla noch schlechter. Als sie wieder einmal unwillkürlich zu singen begann, kam das Töchterchen angerannt, um ihr auszurichten, sie solle nicht quieken, ihre Mama möge das nicht. Madlenka errötete, die Tränen traten ihr in die Augen, und sie verstummte wie eine Lerche, die vom Frost getroffen wird. Und dabei konnte sie so schöne Lieder singen und hatte eine Stimme wie ein Glöckchen – ach, Hájek hätte ihr den ganzen Tag lang zugehört!

Die Hausherrin hielt alles unter Verschuß und gab auch das Brot nach Bedarf aus, was Madlena am meisten befremdete. Wenn sie irgendwo hinging, sperrte sie überall ab, wo auch nur ein Schrank stand, und die Zimmerschlüssel nahm sie mit. Madla mußte dabei immer daran denken, wie daheim alle aus dem Dorf aufs Feld gegangen waren und die Häuser mit dem ganzen Mobiliar nur mit einem Riegel verschlossen zurückgelassen hatten. Und kein einziges Mal war etwas abhanden gekommen! Dieses Mißtrauen kränkte sie sehr und zusätzlich noch die zweideutigen Anspielungen, daß von dem einen oder anderen wenig da wäre, oder daß Geld fehlte. Natürlich verteidigte sich Madla immer, weil ihr das ans Herz rührte, aber ihre Dienstgeberin blieb unnachgiebig. Einmal, als sie Madla wieder schikanierte, und diese sich wehrte, sagte sie höhnisch: „Hab’ keine Angst, du bist eine Böhmin, vor einem Böhmen ist sowieso kein Nagel sicher.“ – „Aber ein anderer zieht ihn heraus“, antwortete ihr barsch die zweite Magd, auch eine Tschechin, die das, obwohl sie grob und gewöhnlich war, verletzt hatte. Die Hausfrau zuckte wie von einer Hornisse gestochen zusammen, drehte sich nach der Magd um und gab ihr eine Ohrfeige.

„Du, und mich schlagen, – warte, ich zeig’ dir die Böhmin!“ rief das Dienstmädchen, eine große stämmige Person, und wollte, indem sie die Frau packte, es ihr mit gleicher Münze heimzahlen, aber Madla warf sich dazwischen und ließ die Magd nicht gewähren. – Die Hausherrin schnaubte vor Wut und konnte dabei kein Wort hervorbringen. „Dein Glück, du Drachen, daß Madla dich beschützt hat, ich hätte dir den Dieb schon gezeigt, damit du das nächste Mal Ruhe gegeben hättest und froh gewesen wärst, daß eine rechtschaffene Böhmin bei dir dient.“ Ohne daß sie noch eine Arbeit angerührt hätte, nahm sie ihre Kleider, zeigte der Dienstherrin, daß sie nichts aus ihrem Besitz mitnahm, schnürte alles zusammen, warf sich das Bündel über die Schulter und sagte: „Es steht mir noch ein Monatslohn zu, aber ich will nichts von dir, nimm es und gib’ es für ein Gebet für dich aus, damit dir der Herrgott deine Sünden verzeiht, du hast eine Menge auf dem Gewissen!“ Die Frau schrie, sie würde sie verklagen, keinen Schritt dürfe sie tun, aber die Magd schob sie beiseite, sagte Madla Lebewohl und schritt mit der Mahnung, sie solle lieber Ziegel schupfen gehen, als so einem Lindwurm zu dienen, aus der Tür.

Die Hausherrin wurde von dem Vorfall krank, erzählte dem Herrn aber nicht warum, weil er gerecht war und ihr bestimmt so einen Rüffel vergönnt hätte. Eigentlich hätte sie Madlena dankbar sein müssen, daß diese sie vor einer Tracht Prügel bewahrt hatte und sie während ihrer Erkrankung auch noch pflegte, aber einer Dienstmagd für etwas dankbar zu sein oder ihr rücksichtsvoll zu begegnen, hielt sie nicht für nötig; sich herabzulassen, nannte sie das. – Nicht einmal die Kinder durften sich mit Madla auf ein Gespräch einlassen, außer, was unbedingt sein mußte; dauernd sagte sie ihnen, es gehöre sich nicht, sich mit einer Magd zu unterhalten, sie würden nur vulgäre Reden bei ihr lernen. – Im Haus war alles deutsch, nur die zweite Magd war eine Böhmin, und die Hausherrin sprach ein bißchen tschechisch; Frau Kateřina hatte gemeint, Madla würde auf diese Weise bald Deutsch lernen, und sie hatte sich auch darauf verlassen, daß die Frau manchmal etwas zu dem Mädchen auf tschechisch sagen würde, doch diese redete nur am Anfang, solange sie Madla deutlich wissen lassen mußte, was sie wollte, tschechisch; sobald Madla ein bißchen mehr verstand, sprach sie nicht mehr mit ihr Tschechisch, und wenn sie manchmal im Zweifel war, sofort die Frau des Hauses: „No, hättest du dir das nicht schon merken können, du blöder böhmischer Schädel!“

In so einer Schule war Madla. – Manchmal dachte sie, sie sollte es wie die Magd machen, alles zusammenpacken und fortgehen. Die ganze Geduld verging ihr; ihre persönliche Ehre und auch das Gefühl des beleidigten Nationalstolzes, das sie daheim nicht gekannt hatte, reizten sie dazu. Immer, wenn sie sich abends in Bett legte, begann sie nachzudenken. „Gott!“ klagte sie, „warum beschimpft diese Frau die Tschechinnen, als wären sie nicht von einer Mutter geboren worden, als würde die Sonne nicht auf sie scheinen und als wäre Gott nicht ihr Vater? Warum geben sie uns Schimpfnamen, als wären wir das schlimmste Pack?“ So klagte sie, aber ihr einfaches, zu jedem aufrichtiges Herz hatte keinen Begriff von dem Haß, der die Völker verdirbt. [...]

Während der ersten Zeit hatte sich Madla nicht von ihrer Tracht trennen wollen, schon deshalb nicht, weil Hájek sie darum gebeten hatte; aber wenn sie auf die Straße ging, schauten sich die Leute nach ihr um, sodaß sie fast immer errötete. Die Arme bildete sich stets ein, sie hätte sich im Gesicht schwarz gemacht, oder etwas an ihr wäre in Unordnung, bis die alte Anča ihr erklärte: „Die schauen Ihnen so nach, weil Sie hübsche rote Wangen haben und fesch sind, hier sind die Mädchen wie aus Topfen, und außerdem steht Ihnen auch Ihre Tracht.“ Als sie das Frau Kateřina erzählte, riet ihr diese, sie sollte langsam die Tracht ändern und sich ein bißchen auf städtische Art kleiden, um nicht so aufzufallen. Madla gehorchte ihr aber nur so weit, als daß sie sich eine Jacke nähen ließ, wie ihre Freundin Aninka sie trug, und sich den Rock länger machen ließ; die aufgesteckten Haare behielt sie aber. Obwohl ihr das gut paßte, wäre sie dennoch lieber in ihrer bäuerlichen Tracht geblieben. Trotzdem drehten sich die Leute nach ihr um, wenn sie durch die Straßen ging. – Wenn sie zum Markt mußte, kehrte sie gewöhnlich auf ein Vaterunser in der Kirche ein, und immer dünkte es ihr überaus seltsam, daß Leute mit Körben und manch anderem durch das Gotteshaus wie durch ein Durchhaus eilten.

Die für sie nächstgelegene Kirche war die Johann-Nepomuk-Kirche, und in diese ging sie immer zu dem Patron der Böhmen. Das erste Mal hatte sie sie gerade am Tag des hl. Johannes besucht; sie erinnerte sich, wie sie zu Hause schon am frühen Abend bei seiner Statue unter den Linden gesungen, und wie die Mädchen die Statue mit Blüten geschmückt hatten; in Wien keine Spur von einem Feiertag, alles war wie an einem Wochentag; das kam ihr merkwürdig vor. Sie ging mit Frau Kateřina und mit Anča in die Kirche. Die

*Im Prater-
wirthshaus*



„Erst als sie im Prater ankamen, als sie, wohin sie auch blickte, Menschenmassen sah, verschiedene Komödien, Kunststücke und Spiele, als ihr allerlei Musik in die Ohren tönte, erst da hörte sie auf, an ihren Bruder zu denken, und wandte ihren Sinn diesen neuen Bildern zu. Als sie Madla so herumführten, hielt Frau Kateřina Ausschau nach einem Platz zum Hinsetzen und Ausrasten, denn sie war keine Liebhaberin langer Spaziergänge, und Herr Michael kümmerte sich um etwas zu essen, weil ihn sonst die schönste Unterhaltung nicht gefreut hätte. Sie fanden ein gemütliches Plätzchen unter einem Baum etwas abseits von den Leuten. ‚Und die Musik ist in unserer Nähe, wie eigens für uns bestellt‘, sagte Frau Kateřina, die sich auf ein Stühlchen niederließ und mit einer Kopfbewegung zu einem Tisch zeigte, um den einige Musiker saßen. ‚Wenn sie nur was Hübsches spielen‘, sagte Lenka und sah sich nach ihnen um. ‚Wer könnte denn etwas Hübsches spielen, wenn nicht sie, es sind ja schließlich Böhmen‘, meinte Janouš. ‚Wirklich? Böhmen sind das?‘ fragte Madla. ‚Es kann gut sein, daß der Bub recht hat; ich hab’ nicht nur einmal gehört, daß die Musikanten in Wien allesamt Böhmen sind‘, verkündete Frau Kateřina. ‚Ich weiß es sicher, Mutter, daß das hier Böhmen sind, ich kenne sie gut, sie spielen nicht weit von uns neben der Schmiede, und ich hab’ sie mehrmals tschechisch reden g’hört‘, behauptete Janoušek. ‚Aus welcher Gegend die wohl stammen?‘ sagte Madlena. ‚Aus den verschiedensten Ecken und Enden zusammengeweht werden sie sein‘, antwortete Frau Kateřina.“

B. Němcová, „Ein guter Mensch“ (1858)

Kirche war voller Menschen, vorwiegend aus der Arbeiterklasse, wie man sehen konnte; alle waren in Sonntagskleidung. Um das Bild des hl. Johannes an einem Seitenaltar hing ein frischer Kranz, das Geschenk einiger böhmischer Damen. Es wurde eine stille Messe gefeiert; nach der Messe opferte der Pfarrer noch ein paar Vaterunser für die Verstorbenen. Er fing auf deutsch zu beten an, aber das Volk beendete das Gebet auf tschechisch. Als der Pfarrer vom Altar wegtrat, setzte sich einer der Männer, die auf dem Chor standen, ein alter, weißhaariger Herr, an die Orgel und begann die Melodie des bekannten Sankt-Johannes-Liedes zu spielen, und durch die ganze Kirche ertönte es freudig: „Heiliger Johannes, Patron des Böhmerlandes!“ – Als sie das Gotteshaus verließen, sahen sie den alten Herrn, umringt von einigen Männern, die ihm dankten, vor der Kirche stehen. „Das ist ein Lehrer, ein Musikant, ein Böhme, er kommt jedes Jahr her, um zu Ehren unseres böhmischen Patrons das Lied zu spielen“, erzählte Frau Kateřina Madla.

Sonst aber hörte Madla in keinem der umliegenden Gotteshäuser ein tschechisches Lied, auch kein Gebet und keine Predigt. Das erschien ihr so seltsam, daß sie, wenn sie aus der Kirche kam, dachte, sie wäre nicht dort gewesen. Wenn sie eine deutsche Predigt hörte, hatte sie den Eindruck, als vernähme sie nicht das Wort Gottes; und am meisten bedauerte sie, daß sie in der Kirche nicht einmal singen konnte. Das sagte sie auch Frau Kateřina, und diese versprach ihr, sie einmal zu einer tschechischen Predigt in Maria Stiegen mitzunehmen. Aber es dauerte lange, bis es dazu kam, weil Madla sich nicht gerade um sechs Uhr früh, wenn die Predigt gehalten wurde, freimachen konnte; außerdem war es ein schönes Stück Weges in die böhmische Kirche. Aninka, die auch in Wien diente, beklagte sich ebenfalls bei Frau Kateřina, daß sie kaum einmal im Jahr in einen böhmischen Gottesdienst käme.

„Mein liebes Mädchen“, sagte Frau Kateřina, „viele, viele Böhmen beklagen sich, daß sie das Wort Gottes nicht ein einziges Mal im Jahr zu hören bekommen. Es sollte hier drei tschechische Kirchen geben.“ [...]